

Die Kugel

Nr. 23

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Peter Nockler.

Die Geschichte eines Schneiders von Wilhelm Holzamer.

(Fortsetzung.)
Pis der Peter am Abend heimung, jetzt lagar
ein wenig gefriedt über die völlige Erfolg-
losigkeit seines Bemühens, rief's plötzlich

gingen wieder ein paar Schritte zurück. Dann wird's
flotter. Und sie gingen hinaus auf die Gasse, gingen die
Gasse weiter die Augustinerstraße hin, die Holzgasse

bis zum Holzthor. Sie gug in den „Schwarzen
Bären“ und ließ ihre Bierkanne füllen und kau-
m wieder zum wartenden Peter. Und sie gingen

wieder die Holzgasse

hin, die Augustiner-
straße vor bis zur Heilig-
grabgasse, und da stand-

en sie noch eine kleine
Weile zusammen und
plauderten miteinander.

Plauderten viel und
über viele Dinge, über

die sie gar nicht sprechen
wollten, und viele, die

ihnen ganz gleichgültig
waren. Aber sie merkten
das garnicht.

Sie fühlten nur das Be-
dürfniß, zu reden, recht
viel, recht eifrig und

Jedes das Beste, was
es zu sagen wußte, und
Beide mit dem heim-
lichen Bestreben, es auf

die beste, eindringlichste,
wirksamste Art zu sagen.

Und dann drückte der
Peter ihr die Hand, zog

sehr tief sein Hütchen und
sagte: „Gute Nacht,
Fräulein Elise!“ und

ging dem Dom zu,
während sie ihr Bier
heimtrug und sich unter-
wegs eine gute Ausrede

wegen ihres Ausbleibens
zurücklegte.

Der Peter aber ging
am Dom vorbei über

den Markt durch die
Schustergasse und sieben
weitere Gassen kreuz

und quer und fand seine
Wohnung nicht, obgleich
er schon siebenmal an

ihr vorbei gegangen war

— ging aber immer
wieder weiter und immer
wieder verkehrt — wie

im Traume Gasse auf
und ab — zog in Ge-
danken manchmal sein

Hütchen, wie er's vor



Studienkopf. Nach einem Pastell von Tito Conti.

Fräulein Elise gehan hatte, drückte mit der rechten seine linke Hand, wie er vorhin ihre Hand gedrückt hatte, wiederholte Alles, was sie gesagt hatte, und gab gewissenhaft seine Antwort, und lächelte, wenn er sie gut fand, und kratzte sich hinter den Ohren, wenn sie ihm drum vorläng — und tappte weiter und stand auf einmal wieder am Holzthor und vor dem „Schwarzen Bären“ und ging hinein und genehmigte Elisen — und noch Elisen — ihr zu Ehren.

Und als er am Abend zu Bett ging — denn seine Wohnung fand er endlich doch — that er einen echten Schneiderprung hinein, und sprang noch einmal mit seinem Deckbett fast bis an die Stubendecke und schließt dann ein. Er schlief mit einem Lächeln im Gesicht und träumte sieben schöne Träume oder siebenmal sieben, und als er am Morgen wach wurde, hatte er sie alle vergessen. Aber das, meinte er, sei ihm als Erinnerung geblieben, daß der Himmel voller Geigen gehangen habe.

Und er meinte, daß er noch davon vollhängen müsse.

Er streckte den Kopf zum Fenster hinaus und sah über'm Korbgeschenk nur einen winzigen Himmelssessel, der, wie ihm schien, bedenklich grau und grüngrau aussah. Darauf ging er hent' mit seinem Parapluie auf die Arbeit.

Jedesmal, so oft auch der Peter von nun an durch den Hof ging, rief's „jetzt!“ und er drehte sich um. Und war's gleich nur, um ein Lächeln, ein Nicken, ein Wort auszufangen und mit hinauf zu nehmen in die Höhe, fahle Schneiderbutiske und goldene Glücksgedanken daran zu knüpfen. Wie froh und dankbar war er d'rüm. Wie viel ward es ihm!

Es ging so nicht ganz ein Bierleßjährlchen weiter, da bekam der Peter jeden Abend einen Fuß in der Thorfahrt und ganz rasch noch einen unter'm Thor und oft — nicht lange währte es — da ging er am Sonntag Nachmittag geduldig vor'm Hanse auf und ab und wartete, bis die Elise kam, und sie hängte sich in seinen Arm und ging mit ihm einmal auf die „Reich“ nach Bresenheim, auf die Basshahrt nach Gonzenheim, über die Schuppenbrücke hinüber nach Kastel und einmal sogar nach Wiesbaden auf den Neroberg. Über auch, sie blieben in Mainz spazierten am Winterhafen hin, gingen wieder zurück, fehlten im „Heilig-Geist“ ein, wenn die Döpferreicher grad drin waren, und waren so glücklich wie zwei Vöglein im Himmelchen, zufrieden sich endlich auch dann und wann einmal, wurden sich aber immer wieder gut. Dann und wann schrieb der Peter ein Briefchen, dann und wann erhielt er auch eins. Sie hatten eben ein richtiges „Verhältniß“ mit einander, und keines wußte eigentlich so recht, wie's gekommen war.

Ein gut halbjahr oder länger ging so hin. Da fragte der Peter seinen Sohn eines Abends, wie sie sich's denn nun deute, was jetz' doch an der Zeit für ihn, 'mal weiter zu wandern, lernen könnte er bei seinem Meister doch nichts mehr. Zum Abschluß sei er ja frei, da hieß es doch, seiner Zukunft wegen weiter in die Fremde zu gehen. Das war, wenn man recht in der Fremde gewesen sei, freue man sich mit großer Schwäche 'mal selbstständig machen.

Die Elise sah ihn groß an.

„So?“

Das klang sehr lang und sehr tieß. Sie schwoll. Sie sprach gar nichts mehr. Sie gab ihm gar keine Antwort. Sie kläpperte bloß dann und wann einmal.

Der Peter hatte allen Mut verloren. Er gab ihr die kleinsten besten Worte. Aber sie sprach die Schmäler weiter. Sie drängte ihn zuletzt sogar zum Heimgehen. Es sei schon zu spät, und sie habe keine Zeit mehr. Was konnte er thun? Er ging, einen Stein auf dem Herzen.

Die Elise schwoll weiter. Am anderen Morgen war's nicht „jetzt!“ — am Mittag, am Abend nicht, genauso war sie zu leben. Da schlich der Peter mit dem Stein wie ein Dieb.

Am anderen Tag ließ sie sich plötzlich klagen; sie habe auch keine freie Zeit.

Dem Peter wurde der Stein auf dem Herzen mit schwerer.

Endlich aber konnte er sie doch zu einer Unterredung festhalten. Vom Fortgehen sprach er kein Wörtchen mehr. Er bat sie nur sehr.

Und sie lachte. Sie wußte, sie hatte gewonnen.

Nein, sie ließ ihn nicht. Sie wollte ihn noch ganz gerne haben. Und er doch auch sie, das sag man ja. Ging er aber, und wenn's nur nach Frankfurt wäre, hätte sie ihn gefehlen gehabt. Sie hielt ihn fest.

Nur eins hatte sie sich überlegt: eine andere Stelle müsse der Peter haben. Das ganze Haus sprach so wie so von ihrem Verhältniß. Das möchte sie nicht leiden. Sie wollte nicht in anderer Leute Nähe sein. Es war ihr sehr lästig und genierlich. Und überdies, lernen könnte ja auch der Peter bei diesem Meister doch nichts mehr.

Sie sagte ihm eines Tages, er müsse sich nach einem anderen Platze umsehen. Bei einem großen Schneider. Beim Schneider Flügger auf der großen Bleiche, das sei das feinste Geschäft in der ganzen Stadt. Da könnte er noch was lernen. Nur langsam und vorsichtig müsse er sein, nicht das Eine aufgeben, ehe er das Andere habe. Auch sie mache sich dann mehr nach dem Münsterthor zu. Sie sei ohnehin lange genug auf der Stelle, und sie könne auch einen besseren Lohn beanspruchen als die paar Gulden.

Nach ein paar Monaten war denn der Peter wirklich beim Schneidermeister Flügger auf der großen Bleiche. Nach viel Laufen und Spekulieren und Gutwörigen hatte er's erreicht. Ein paar Schoppen hatt's ihn wohl auch gefestet, die er einem Gezelten hatte bezahlen müssen, der schon bei Flügger war und für sich in Anstrich nahm, dem Peter die Stelle verschafft zu haben. Und der Peter bezahlte ihm gerne. Auch die Elise kam mit Quartalszahlung in die Nähe, und Peter's böse Wandergedanken waren vorläufig ausgetrieben.

* * *

Ein wenig vornehmer wurde die Elise in dem feineren Viertel. Sie schaffte sich einen Kleiderrock an und große weiße Spitzennäschetten. Und garnicht selten gab sich jetzt die Gelegenheit, mit dem Peter zu promeniren, und die beiden konnten's wahrscheinlich mit den Österreichern aufnehmen, wenn sie mit ihren Schätzchen, die immer „Küthchen“ hießen, daherkamen. Und wenn der Peter auch keine weißen Hosen trug und kein Korporal war, der stolz am Münsterthor die Woche hielt und ein schönes Wort für jedes Mädchen hatte.

Er war ein guter stolzer Kerl, der Peter, den man sehen lassen konnte. Es ging ihm gut. Als wieder ein Jahr herumgegangen war, so schnell, daß man's kaum begreifen konnte hinternach, fühlte sich der Peter ordentlich seßhaft und fand sich so gut versorgt bei seinem Meister, daß er ganz von selbst nicht mehr an's Wandern dachte.

Und wenn er auch manchmal daran dachte, und wenn's wie Brotwürze in ihm klang, was Alles er hätte sehen wollen von der Welt, was Alles er geplant hatte, und wenn er auch traurig dabei wurde, daß er's nun doch nicht sehen sollte, daß so Vieles nicht ausgeführt werden könnte — wenn er sich überlegte, wie gut's ihm ging, und daß er die Elise gefunden hatte, die ihm so gut war, die so flug und tüchtig war, entschlug er sich aller Unmöglichkeit und ward froh in dem, was er hatte. Und er mußte denken, daß das ja das Glück sei, und darauf kam's ja einzigt an in der Welt, das Glück zu haben.

Da ihr „Verhältniß“ nun schon so lange gedauert hatte, sprachen sie auch eines schönen Tages vom Heirathen.

Zuerst, der Elise war's manchmal geradezu langweilig, dieses ewige Einander und Getreide-umtreiben. Mit die lange Zeit und immer das Gleiche! Sie gewußt ja ihr Leben garnicht. Dass sie die Menschheit gemacht hatte, mit ihm angewandelt! So hatten sie sich beide festgebunden, schon allein durch die lange Dauer ihrer Liebshaft. Und

schließlich hätt' sie eine andere Partie noch machen können — und er hätt' in die Fremde gehen können.

So, oft war's ihr gar nicht recht, und wenn nun nicht schou so gar lange gedauert hätte, sie's ganz sein.

Oder wenn sie einen Anderen wähne — dennoch.

Wie's mit dem Peter einmal würde, das wußte sie. Immer so in gleichem Schritt, Alles wie Schulchen, hübsch geregt und geordnet und ziemlich langweilig. Der Peter war ja ein guter Kerwohl, aber er war zu still und in sich geschlossen. Er konnte ja recht froh sein, und er war geru froh, aber es hielt nicht lange. Es kam auch nie einer rechten Ausgelassenheit. Nein, ausgelassen war er nicht, wie's seitens Jahren zugelommen wäre. Ein recht tolles Vergnügen und Leberdiestrang schlagen, das könnte er eigentlich nicht. Es fießt immer was auf's Herz, etwas Ernstes und Schwere lag sehr oft auf ihm. Er nahm schon das Leben zu ernst, die Stunden und Tage zu wichtig. Gedachte zu viel vor, er sorgte schon zu viel. Es wußte ja auffangs nicht so arg gewesen, es war in sehr kurzer Zeit viel mehr geworden. Und besonders, seitdem sie vom Heirathen geredet hatten.

Bur rechten Zeit brach er immer auf, wenn der Anderen noch lange blieben. Ein paar Tänze tanzen er immer mir, kaum ein halbes Dutzend, und dann mußte er überredet werden. Er hatte immer gleich genug, und sie war doch so geru recht lustig und recht ausgelassen, und sie tanzte so gern. Sie tanzte sich am liebsten todmüde und glutheiß. Die paar Tänzer, die's wagten heranzukommen, Gott, was war das!

Sie hätte so geru gehabt, wenn sich der Peter 'mal einen kleinen Schwibb angetrunken hätte. Sie suchte ihn oft zu verleiten, sie gab ihm sogar gute Worte drin, sie trauf oft selbst mehr Weinöl, nur um ihn zu animieren, aber es half nichts. Er war viel zu zähm und zu alt für seine Jahre, viel zu abgezirkelt und grundloslich. Immer dachte er an das Morgen, immer an die Folgen. Sie mochte das garnicht leiden.

Ja, er war langweilig. Und er brachte auch sie um ihre ganze Jugend. Nein — wenn's nicht schou gar zu lange wäre! daß sie „mitentannten gingen“, sie gäbe ihm den Laufpass!

So ging's ihr öfter im Kopfe herum. Sie handelte dann immer den armen Peter auch dann. Es war so etwas Unruhiges, Unbefriedigtes in ihr gekommen. Sie wußte sich manche Tage garnicht dagegen zu wehren. Und manchmal war's eine Traurigkeit und Verzweiflung, zum Sterben.

Es kamen auch wieder ruhige Tage und besser Stunden. Es war ihr dann selbst, sie sei vermütliger, es sei ihr Alles klarer und nicht so verschleiert und falsch. Sie überlegte sich, daß sie doch ganz gut versorgt sei mit ihm. Würde er im Geschoß von Flügger bleiben, würde er vielleicht mit der Zeit zum Obergesellen aufsteigen und einen guten Lohn haben. Oder auch, sie könnten ja auf's Land ziehen, in sein Dorf, er könnte sich ja ein paar Kunden in der Stadt sorgen, und wo „draußen“ noch zu verdienen wäre, es ginge schon. O ja, es ginge schon. Und der Peter war ja eigentlich kein Unglück kame.

So sprachen sie vom Heirathen.

Dann kam wieder dies Unzufriedene. Sie wollt sich's aus dem Sinn zwingen. Es ginge schon, ja — Gott, es ginge schon. Und sie war's ja auch einmal so gewöhnt. Und der Peter war ein guter Kerl, so brav und fleißig und ordentlich. Und hing doch auch so sehr an ihr. Das Heirathen war ihm nun freilich eine Sorge. Aber er war doch nur, wie gut er's mit ihr meinte, wie wichtig er ihre Zukunft nahm.

Solche Gedanken kamen dem Peter nie. Er hatte nur das Gefühl seiner Pflicht. Und seine Pflicht widmete er sich jetzt ganz und allen Ernstes.

So hatte er sich in letzter Zeit für ein paar Privatkunden gesorgt. Denn wie's auch würde, ob er Geselle bliebe oder Meister würde, ein wenig „nebenbei“ war immer gut. Und weiß, wie's noch weiter einschlug mit Stadt und

die doch immer besser bezahlten als die auf dem Lande.

Der Elise war das auch wieder nicht so ganz recht. Zwar der Verdienst schon, denn sie rechnete auch; aber der Peter müßte doch diese Arbeiten all' in seiner freien Zeit machen, außerhalb der Werkstatt. Da saß er dann die Abende auf seiner Bude bis in die tiefe Nacht und nähte. Und die Elise wartete vergebens auf ihn. So hatte sie jetzt garnichts mehr. Nicht 'mal, wenn sie Ausgang hatte. Nun hatte er 'was pressant: Nur die Sonntage gehörten ihr. Aber was war das? Wie oft mußte sie zu Hause erst den Besuch abwarten, oder sie tappten am Rhein hin und her und ließen sich angaffen. Nein, daran hatte sie längst den Geschmack verloren. Wenn sie einen flotten Österreicher hätte! Dann wär's lustig! Musik! — das war Denen die Hauptjache — Tanzen, Singen, Rütteln, Fröhlichkeit, Gott! — und vor'm Anderen könnte man sich ja hüten.

Hatte ihr der Peter je einmal einen Kuss gegeben!? Alle hatte sie ihm gegeben. Der Peter war ein kalter Frosch, ein schneus Hinkel! Nämlich sie wollte ihn nicht mehr.

Da hätte sie ebenso gut einen aus ihrem Odenwald nehmen können. Da waren auch ganz flotte Bursche drüber! Zum Beispiel der Neher-Adam, der in Darmstadt Kosswärter am Hofe war. Und da wäre sie auch ganz gut versorgt gewesen, wenn sie den genommen hätte.

Er war ja 'mal um sie herumgeschlichen, eh' sie von zu Hause fortgegangen war. Sie war jung und dünn damals gewesen.

Was war das für ein anderer Kerl, der Neher-Adam! Gewachsen wie ein Buchenbaum und stark wie ein Eichenstamm. Vor'm wildesten Gaul fürchtete der sich nicht. Und wenn er dann die Hosen in den Stiefeln hatte und auf dem Gaul saß — das war ein Bild! Dagegen war der Peter — Mäh! Mäh! Schneiderbock!

Was ging sie der alte Neher an! Ein Grobian war der — müßte doch nicht auch der Sohn einer sein! Was ihr die Mutter da vorgepredigt hätte! Zu ihr war der Adam immer sehr gut gewesen und zärtlich. Und er schwächte so fein, ganz anders als die anderen Burschen. Er war ein rechter Städter.

Jetzt hatte sie den Peter anhängen. Ein guter Kerl war ja der Peter. Aber gegen den Neher-Adam! — Und langweilig war er, und ein Frosch.

Schneiderbock — mäh, mäh!

Sie war wirklich neugierig, wie das einmal ausgeinge, ob sie ihm doch den Latschpaß gäbe!

Wenn's nur nicht schon so lange wäre, daß sie mit dem Peter ging. Sie war so an ihm gewöhnt. Sie konnte sich garnicht mehr ohne ihn denken. Dunn! — Und sie hatte ja auch keinen Anderen. Und auch nach keinem ausgeseucht. Es war rein zum Lachen. Na — sie würde sehen. Kommt Zeit, kommt Rath.

Oftmals ging vorüber und Pfingsten. Sie sprachen vom Heirathen. Der Peter sehr ernsthaft und wichtig, die Elise mit Lächeln und leicht. Das sei doch so schlimm nicht, grad', als ob's gleich zum Sterben ginge, meinte sie. Aber der Peter behielt seinen Ernst und seine Sorglichkeit. „Sorgentypeter“ hatte sie ihn getauft.

„Wir müssen nun aber 'mal zu Deinen Eltern gehen,“ sagte der Peter eines Tages. „Und dann zu meinem Meister, denn Eltern habe ich doch keine mehr. Es ist überhaupt nicht recht, daß Du so lange nicht daheim warst.“

Die Elise schnickte als Antwort die Schultern. Dann fiel ihr aber etwas ein, was zu sagen der Mühe werth war.

„Wir warten bis zur „Kerb“, dann ist's nicht so traurig in dem Nest.“

Der Peter war's zufrieden. Wann die wäre? Anfangs Juli, sie sage es ihm schon. Daß er dann aber sein mache bis dahin!

Er lächelte.

„Ja, das sei ihr Ernst. Sie wolle sich mit ihm

stolz machen. Für den Schneider würde sie so wie so schon genug genützt werden.“

Er zog ein sehr langes Gesicht. Den Schneider habe sie aber doch vorher gewußt.

Gewiß — aber man denke doch nicht gleich — Es war ein kleines Weitchen still.

Dann könnten sie ja voneinander gehen.

Er sagte das so ernst und schwer und traurig, daß es der Elise jetzt doch leid that, die Sache so weit getrieben zu haben.

Sie lachte hell auf, übertrieben laut.

„Was fällt Dir ein! So war's nicht gleich gemeint! Aber Du weißt doch: Schneiderbock! Mäh!“

So ein bischen Bosheit hatte sie sich nicht verkneifen können:

„Ja, wie gesagt, da müßten wir wieder auseinander gehen. Ich lass' Dir ganz die freie Wahl. Ich zwinge Dich zu garnichts. Ich halb' Dich garnicht. Wie Du willst! Wie Du willst!“

Das machte ihn aber perplex. Dieser instinktiven Weiberpissigkeit war der ehrliche Peter nicht gewachsen. Er war still.

Eine ganze Strecke weit gingen sie stumm nebeneinander her.

„Na, wie is?“ fragte sie.

„Wie is?“ fragte er.

„Willst Du mich nicht mehr?“ fragte sie.

„Willst Du mich nicht mehr?“ fragte er.

Und noch eine Weile gingen sie fremd und still nebeneinander her.

„Wieder gut?“ fragte sie.

„Bist Du gut?“ fragte er.

„Peter, langweiliger Peter!“ Sie lachte.

Dann zitierte sie das Volksverslein:

Peter, wo steht er?

Im Stall.

Was thut er?

Buht em Gaul 's Fuder.

Was nich(r).

Buht em Gaul die Bäh(u).

Und sie lachte hell auf.

„Dass Du keinen Spaß verstehst! Läß mir jetzt das Sauerkrautgesicht und die Kopfhängerei und diese ganze langweilige Begrüßungsgerei. Herrgott! bin ich dadurch auf der Welt? Entweder — oder! Willst Du mich oder willst Du mich nicht? Sag's jetzt!“

Sie that so zornig, daß er erschrak und wunder meinte, wie großes Unrecht er gehabt habe. Er bat sie ordentlich.

„Na, Elise! Also ist Alles wieder gut? Komm!“

Und sie gingen wieder eng zusammen. Die Elise lustig wie immer. Der Peter mit einem heimlichen Stachel. Über er verbarg ihn.

„Bank gibts überall einmal,“ sagte die Elise zum Abschied. „'s wär' ja auch gar zu langweilig.“

So wurde es Juli. Bauen und Recken, Schnollen, Bitten, Sorgen und Leichtthun wechselten ab wie Stegen und Sonnenschein, Wind und Unwetter. Ein paar harte Stunden gab's für den Peter, ein paar wenige auch für die Elise. Die beiden quälten sich so ein bischen. Und sie lernten sich dabei besser kennen und verstehen als bei dem ewigen Süßthun. Und sie kamen damit einander näher und wurden mehr einander Bedürfnis, wenn sie sich darüber auch nicht klar wurden.

Am ersten Sonntag im Juli fuhren sie zur Kirchweih nach Mittershausen zu den Eltern der Elise. In den Odenwald! Der Peter freute sich. Er meinte zwar, als rechter Rheinhesse, da müßt es stockdunkel sein, da sei die Welt mit Brettern zugengagelt. Da sei nichts vom Leben, denn da sei kein Wein, da seien nur „Hackeln“. Da sei Alles wüst und öd' und roh. Da friere man, das sei außerhalb der Welt, hinter'm Mond, wo keine Sonne hinscheint, kein Stern, und die Früch' und die Wölfe einander Gut' Nacht sagen.

Sie fuhren nach Darmstadt und von da nach Heppenheim. Es war schon eine große Steinewand, die größte aber, die der Peter je gemacht hatte. Er hatte nur zu gucken und sich zu verwundern. Die ganze Bergstraße hin — die Berge,

die Burgen und die weite Ebene. Der starke Gegen-
satz von Gebirg' und Ebene wirkte mächtig auf den Peter. Das Gebirge sah dadurch gewaltiger aus. Und dann das deutliche Hervortreten der einzelnen Berge, die runden Kuppen, die auf die Ebene auf-
gesetzten Riesenkegel. Und der Wald oben drauf wie eine dunkle Kappe, wie ein schwarzes Sammet-
barretthut auf einem freundlichen, runden Pfaffen-
gesicht. So einladend und immer ein anderes Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Bernstein.

Von Hans Ostwald.

(Schluß.)

Die blaue Erde, die Urheimath des Bernsteins, in der sich die abgestorbenen Bäume, die den Bernstein ansiedeln, ablagerten, war durch Senkungen und Verwaschungen hier und da zerstört worden und hatte ihren Bestand in versteinertem Harz auch in andere Erdschichten zerstreut. Meist aber bildete er nur Nester im Sande, deren Entdeckung vom Zufall abhing und die auch bald immer erschöpft und ausgebunten waren. An einzelnen Stellen, wo die blaue Erde mehr zu Tage trat, wurde 1874 ein Tagebau angelegt — ganz, wie er sonst auch im Bergwerksbetrieb gebräuchlich ist; schließlich trieb man Stollen in die blaue Erde, man wollte doch nicht auf Meilen hinaus den Sand abheben. Und bald baute man auch regelrechte Schachtanlagen. So entstand das Bernsteinbergwerk Palmnicken-Kratzepellen.

Neben diesem Bergwerk gibt es in Pommern, der Mark, Mecklenburg, Dänemark, Posen, Polen, Schlesien bis weit nach Süden zu, bis nach Russland hinein, also so weit, wie die Gletscher der Eiszeit ließen oder blaue Erde reicht, Bernsteinadern und Bernsteinmäster, die durch ganz schlichte Gräberei ausgebunten werden.

Schon im Jahre 1782 war der bergmäßige Graben einmal eingeführt worden. Aber er blieb nur ein Tagebau. An einer Reihe von Orten der samländischen Küste wird jetzt noch dieser Tagebau geführt. Ein Stück Uferland wurde in Angriff genommen und bis zu solcher Tiefe abgetragen, daß die blaue Erde bloß lag. Die abgeräumten Massen wurden nach der See zu vor die Grube gefürt und entweder bald von den Wellen fortgeführt oder sie bildeten auch einen schützenden Damm gegen die andringenden Wellen. Kam man bei dieser Arbeit auf wasserführende Schichten, so wurden diese mit Stroh und Brettern isolirt und das sich ansammelnde Wasser mit Maschinen in die See befördert. Diese Arbeit und Mühe machte man sich, nur um eine kleine Fläche und um kaum fünfzig Centimeter der Bernsteinerde auszuheben. Allerdings kam den Unternehmern noch der in den Sandschichten liegende Bernstein zu Gute, der oft die ganzen Kosten des primitiven, an asiatische Kultur gemahnenden Verfahrens deckte.

Diese Gruben zerklüfteten den Strand in großer Weise. Die kleinen Schluchten, die sich hier und da vom abfließenden Wasser gebildet hatten, wurden an Zerrissenheit und merkwürdiger Form bald von dem anderen Strand übertroffen. Und da in der Stranderde auch Braunkohlen- und andere festere Schichten lagerten, bildeten sich nach und nach die seltsamsten phantastischen Uferformationen am Bernsteinstrand. Die ewig zehrende, die ewig zutragende See hat ebenfalls ihr Werk. Und so gewähren selbst die Ufer von Kratzepellen und Palmnicken, von der See aus gesehen, einen ungewöhnlichen und reizvollen Anblick. Dazu kommen die Reste von Kiesbergen, die auf dem Gebiet der benachbarten Orte liegen. Das Alles und die ewig in Bewegung sich befindende See geben dem Ufer eine Eigenart, wie sie nicht wieder an der Ostsee zu finden ist.

Neuerdings waren noch andere Gewinnungsarten in Uebung. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Kurische Haff bei Schwarzkort systematisch ausgebaggert. Aber am 1. Dezember

* Zammenzapsen.

1890 mußte diese Baggery, die anfangs ein gutes Ergebnis lieferte, wegen Erschöpfung des den Maschinen zugänglichen Bodens eingestellt werden. Auch die zur selben Zeit betriebene Tancherei, die einen so großen Gewinn abgeworfen hatte, daß eine Tancherschule in Brüsterort eingerichtet werden konnte, mußte aus gleichen Grunde aufgegeben werden.

So bleibt es denn bei dem bergmännischen Betrieb, der jetzt sachmässig bis auf die blaue Erde und darunter geführt wird. Diese hielt man vor 130 Jahren noch für ein urwüchsiges Gebirge und das wahre Fundament Preußens und ließ sich durch die Ergebnisslosigkeit des damaligen Abbaues gründlich von allen Bemühungen, die Bernstein-Gewinnung in neue und ergebnisreichere Bahnen zu lenken, abschrecken. Mit den Hüfsmitteln der modernen Technik ausgebildet, durchbricht man jetzt alle Erdschichten. Zur Ausfüllung des Schachtes bedient man sich gußeinerer Ringe von zwei Metern Durchmesser und 1,5 Meter Höhe. Zu unterst befindet sich ein Ring, der einen scharfen stählernen Schuh trägt. Diese Ringe werden in die Deckung gelegt und eine allmäßige Senkung durch ausgelegte Gewichtsmassen bewirkt. Bis trockener, oder doch wenigstens fester Boden erreicht ist, muß ein Wasserstand von zehn Metern überwunden werden. Das geschieht durch Tauter, die den Boden ausheben und alle Hindernisse vor den Eindringlingen hinwegräumen.

Der nun gewonnene Bernstein wird, nachdem er in rotrenden Fässern durch Sand und Wasser von der Kruste befreit ist, in eine ganze Anzahl Handelsarten eingeteilt. Die ganz reinen Stücke werden durch Sieben ausgetrennt. Die erste Sonderung trennt reine Stücke und solche mit fremden Beimengungen voneinander. Der reine Bernstein wird, je nach der Struktur, in fernigen und in josalig geschlossenen Bernstein, sogenannte Schlangen eingeteilt. Die flachen Stücke, Blätter und Fliesen, werden zu Zigarrenspitzen und ähnlichen Gerüthen verwendet, die runderen, volleren Stücke zu Perlen und anderen Schnitzstücken. Je nach Größe und Farbe werden sie in verschiedenen bewerteten Unterabteilungen eingeteilt. Der Bernstein, der fremde Beimengungen zeigt und der rissig ist, wird zerdrückt und zerpreßt, bis nur gesunde und reine Ware übrig bleibt. Die Abfälle und jene Stücke, die von eingeschlossenem Holzärmel oder von der Erde zu stark durchsetzt sind, werden mit den ausgeleierten kleinen Stücken zu dem leuchtenden Bernsteinlack verwendet. Dente werden sie wohl auch durch das bereits geschilderte Zusammenpressen in gröbere und ergiebigere Formen gebracht.

Die Farbe spielt natürlich auch eine Rolle in der Wertbestimmung. Die klaren, durchsichtigen Stücke sind die besten. Sie haben oft die Farbe des Rheinweiss, und auch manchmal heller oder dunkler, wie Sommer von Blumen. Andere Farben, wie braun, violet, blau und smaragdgrün, kommen seltener vor und sind besonders begehrt, ähnlich wie die klaren Stücke, die Einschlüsse, also Ameisen oder Fliegen oder ähnliche Dinge, umfassen. Dagegen sind die weißernden und nicht besonders schön gezeichneten undurchsichtigen Stücke, unter denen manche Sorten mit funktionsfähig (hantelfähig) oder bruchföhig beschriftet werden, mit Wahlen durchsetzte Stücke wohlfreier. Sie werden besonders in Russland getragen.

Die Kuriositäten, jene Bernsteinstücke, die in ihrem Zusammensetzen und Aussehenreiche aus vergangenen Erdzeiten aufzeichnen, werden wegen ihres hohen Werthes auch oft von geschickten Goldschmieden nachgeahmt. Soeben ein geeignetes Stück wird zersägt, ein Hohlräum entsteht, in den ein Stück Eisenblech mit die beiden Hälften mit einer feinen Leim zusammengeklebt. Wenn solche Kuriositäten in heißes Wasser gelegt werden, fallen sie auseinander und der Schwedel ist entdeckt.

Zusammen die Stücke sortiert sind, beginnt die Bearbeitung. Die Geschicklichkeit des Arbeiters allein ist im Stande, aus dem gegebenen teuren Material das möglichst höchste Gewicht fertiger

Waare herzustellen. Er muß jedes Stück schnell bearbeiten, für welche Form es am geeignetesten ist. Und so hat denn der Spalter auch hier, ähnlich wie bei der Diamantschleiferei, die ausschlaggebende und verantwortungsvollste Stellung. Er hält das Stück in die rohe Form. Da eine solche, von vornherein unbestimmte Form nicht durch eine Maschine gefertigt werden kann, so war die Hauptarbeit immer Menschenhänden und den scheinbar, aber auch nur scheinbar unvollkommenen Werkzeugen der Bernsteinarbeiter überlassen.

So wird zur Herstellung der Perlen eine gewöhnliche Drehbank benutzt. Sie ist aber von der Drehbank unserer Drechsler dadurch verschieden, daß die Spitze des in der durch einen Fiedelbogen oder durch ein kleines Tretwerk bewegten Spindel steckenden Pfriems gegen den Arbeiter gerichtet ist. Der Pfriem durchbohrt das dagegen gehaltene Stück sehr rasch. Nach der Durchbohrung wird das Stück auf denselben Pfriem hinaufgeschoben und mit einem zwischenzwängenden Messer, das auf Grad geschliffen ist, abgedreht. Das Messer wird flach gegen das rasch rotirende Stück gedrückt.

Die nötige Politur erhalten die Perlen gleich auf der Drehbank durch Schleimkreide. Der mit diesem feinen, weißen Pulver bestäubte Lappen wird so lange an die auf den Pfriem steckende Perle gedrückt, bis sie ihren schönen Glanz erhält.

Die facettierten Bernsteinperlen, die wegen ihres erhöhten Glanzes besonders besteht sind und Korallen genannt werden, dem eigentlichen, unkristallischen Wesen des Bernsteins aber widersprechen, machen etwas mehr Mühe und erfordern auch einen anderen Apparat. Die zugehauenen und durchbohrten Bernsteinstücke werden auf Holzstäbe gesteckt und sanft gegen einen rotirenden, feinkörnigen Sandstein gedrückt, auf den fortwährend Wasser hinabträufeln muß, damit er nicht zu heiß wird. Bald hat die Fazette die genügende Größe und Form erhalten. Während des Schleißens ist sie auch gleich polirt worden. Gegen den Sandstein drückt nämlich ein unter dem Wasserbehälter eingeklemmter Fenerstein, der dem Sandstein bald eine glatte, schwach glänzende Oberfläche gibt. Auf dieser erhalten die Fazetten ihren Glanz.

Die fertigen Perlen werden durch Siebe nach der Größe getrennt und genau nach Farbe und Qualität sortiert.

Die platten Gegenstände werden auf scheibenförmigen, ebenfalls rotirenden Teilen gebohrt und auf Lederplatten polirt, die Zigarrenspitzen und ähnliche Stücke dagegen auf gewöhnlichen Drehbänken erzeugt. In den großen Fabriken zu Wien, Nürnberg, Danzig, Stolp, Paris und New York werden diese Drehbänke natürlich mit Dampf und Elektrizität betrieben. Die Werkstätten gleichen großen Fabrikhöfen. Mehrere Reihen Arbeiter stehen hintereinander an ihren Werkstücken, neben sich Körbe voll des wertvollen Edelharzes. Aber ihre Werkzeuge sind nicht viel mannigfaltiger als etwa die der Arbeiter von Polangen, einem kleinen unweit der ostpreußischen Grenze gelegenen kurländischen Ort. Da übrigens Stantien und Becker schon vor fünfzehn Jahren in Polangen eine Fabrik errichteter, dürfte die dort im Laufe gewesene darniederliegende Kleinindustrie längst zu Grunde gegangen sein. Die Heimarbeiter waren froh, daß der Schutz aus ihrem Heim kam, wenn auch der Verdienst nicht so groß sich zeigte.

Leiderdies: es ist mit dem Bernstein genau so wie mit dem Gold und mit den Edelsteinen, er wird nicht am Fundort verarbeitet. In der Furcht, daß der verarbeitete Bernstein, wenn er nicht aus dem Speicher der Bernsteinherren stammt, eben nicht als heimisch gekennzeichnet zu erkennen war und daß wohl die Nähe von Bernsteinarbeitern die Bürger und Bauern zur Unterstellung anreizen könnte, wurde jede Bernsteinfabrik im Samland verboten und selbst die vor Jahrhunderten in Königsberg bestehende Bernsteinfabrik so arg bedroht, daß sie sich auflösen mußte. So ist denn die Fabrikation von Bernsteinwaren ganz in die Hände einiger Großunternehmer gekommen, die mit ihren

bedeutenden Mitteln den Markt beherrschen konnten. Auch jetzt noch klagen kleinere Firmen, wie etwa in Stolp in Hinterpommern, daß ihr die Beschaffung von Rohmaterial erschwert werde. Es ist die Klage nun so merkwürdiger, als die Bernstein-Gewinnung seit einigen Jahren vollständig in die Hände des Staates übergegangen ist. Da aber der Bernstein ein ungewöhnlich kostbares, je nach Qualität ganz bedeutend im Preise verschiedenes Material ist — die flachen Stücke allein weisen einen Preisunterschied von 6 bis 200 Mark für das Kilogramm auf — so kann eben ein kleineres, unbemitteltes Geschäft schwer aufkommen neben den kapitalistischen alten Großunternehmungen. Es ist das, wie vielen Arbeitszweigen, auch hier kein allzu großer Schaden. Ja, hier ist es sogar von besonderem Vortheil. Denn die staubigen, ungesunden Werkstätten werden im Großbetrieb doch sauberer gehalten, als im Kleinbetrieb. Und Bernstein verbreitet einen wegen seiner Feinheit um so gefährlicheren Staub.

Auch in der Gewinnung hat der Großbetrieb den Arbeitern einstetig Vortheile gebracht. Die alten Lehmb- und Holzhütten, in denen nicht einmal ein Ofen stand, sind so ziemlich aus Samland verschwunden. Aber es hat doch auch seine großen Schattenseiten, daß die Arbeiter nur beim Arbeitgeber, dem Fiskus, wohnen und in ganz Samland weiter keine Arbeit bekommen, wenn sie wegen irgendeines Vor kommunistischen plötzlich entlassen werden. Das kommt vor. Erst im Frühling des Jahres 1908 sind mehrere Arbeiter plötzlich entlassen worden. Und nach der vierzehntägigen Kündigungsfrist müssen auch ihre Familien die fiskalischen Wohnhäuser räumen. Der Grund? Eine kleine Arbeiterbewegung, wie sie sich selbst in den abgelegenen Landschaften jetzt ereignen, ohne daß ein sozialdemokratischer Agitator dort „gewühlt“ hat und ohne daß die Welt allzu viel davon erfährt: ein Zeichen, wie die Arbeiterbewegung aus dem innersten Empfinden des Volkes quillt.

Dass auch sonst noch lange nicht Alles da ist, im Samland richtig ist, sah ich aus den Lohnzetteln der Bergarbeiter. Sie bekamen bisher für eine Tagesarbeit von dreißig Wagen 2,80 Mark. Jedoch überwiegende Wagen werden ihnen mit 11 Pfennigen berechnet. Da sich nicht immer Überwagen erzielen lassen, verdiente mancher Bernsteingräber nur 30—80 Mark in manchem Monat. Wenn sie acht Jahre im Dienst sind, bekommen die ersten Häuer 3,10, die zweiten Häuer 3,00 und die Fahrer 2,90 Mark. Nun muß man aber wissen, daß die Männer oft bis zur Brust im Wasser stehen, daß die hohen Steine, die sie tragen müssen und die selten länger als sechs Monate halten, 18 Mark kosten und daß auch thonere wollene Unterwäsche tragen müssen. Da nun noch so manches dazukommt, in den Ort Palnitzen und Kratzepellen, die nahe beieinander liegen und zusammen an 2000 Einwohner haben, z. B. nur je zwei Krongewirthe, Kolonialwarenhändler, Bäcker und Schuhmacher und je ein Schneider, ein Fleischer und ein Kleiderhändler wohnen, ist den Bernsteinbergarbeitern das Leben nicht allzu leicht gemacht.

Und dabei schaffen diese Arbeiter jährlich einen 5000 Zentner des kostbaren, edelsteinartigen Produktes an's Tageslicht, das einen Wert von 5 bis vier Millionen Mark darstellt. —

Die Entwicklung der Krankenfürsorge in Deutschland.

Von Eduard Gräf.

Nur Perioden sind es, welche uns bei der Betrachtung dieser Frage auffallen. Erstens die „kirchliche Krankenfürsorge“, welche bis in's Mittelalter reicht. Zweitens die Zeit der Handwerkerzünfte, die sich nach und nach selbstständigen Krankenfürsorge entwickelte. Als die

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“

Nr. 23

Für den Annoncenheil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro 5gespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902

Echt silberne

Remontoir-Uhren, garantirt gutes Werk, 5 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldbränder, Smalle-Zifferblätter, Wk. 10,50. Dieselbe mit 2 echten Silbernen Kapselfen, 10 Rubis Wk. 13. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentgeltung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.



Viktoria-Lehrbuch

der

Damen-Schneiderei

zum

Selbstunterricht

mit Original-

Zuschneide-Tableau

Preis 1,50 Mk.

Ein wirklich praktisches Lehrbuch, das jedes junge Mädchen, jede Frau mit Leichtigkeit in die Geheimnisse der Damenschneiderei einführt und in den Stand setzt, vollständig selbstständig Garderobe anzufertigen, nicht - bloss zu zuschneiden. Gegen Einsendung von 1,60 Mk. oder unter Nachnahme direkt postfrei zu beziehen von

Ernst Naumann, Buchversand, Leipzig, Gerberstrasse 2/4. Dieselbe Firma liefert: die 3 allerneuesten Rocksnitte der Saison für 1,60 Mk.; die 3 allerneuesten Blousen-Snittte für 1,60 Mk. Angabe dieses Blattes erw.

Feinschmeck. kräftiger Westind.

Kaffee pfd. 80

(geröstet à Pfd. 98 Pf.)

Ludwig Hacker,
Kaffee en gros, Export-Kaffee-Möftelei

Hamburg 6a.

Bei Entnahme von 9½ Pfd. netto franko.

Umsonst

senden jedem Leser dieser Zeitung 1 Pfd. f. Cäselkirschen bei Abnahme von 30 Litern

Ia. Weiss- od. Rothwein pro Liter 50, 60, 70, 80.

Die Weine sind von einem prächtigen Bohlgeimach u. hab. sich zahlreiche dauernde Kunden erworben. Beste Bezugssquelle für Kraut.

Flambecker's Weinberg, Freinsheim (Pfalz).

! Arbeitern jed. Branche!

bef. solchen m. gr. Bekanntenkreise, bietet

real. Neben-Verdienst durch Verkauf von Gebrauchs-Artikeln mit Namen.

Prop. u. 1 Gegenstand a. Mif. gr. u. fr.

Bitte recht deutliche Adresse.

Leinhard Thate, Hohenstein-Er. (Sachs.)

Buchführung lehrt brieflich.

Grospeit u. Probe pfd.

O. Härtel, Görlitz.

Rath Korpulente.

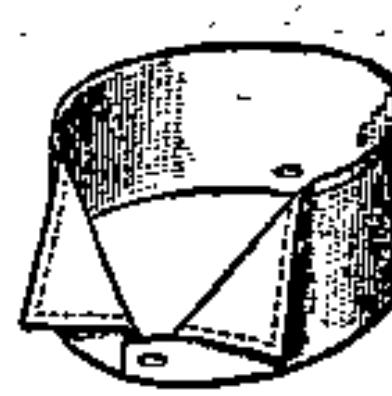
Berlangen Sie gegen Einsendung von 20 in Marken bereits in 3. Art. erzielten. Broschüre über „Admiral“ mit zahlreichen ärztlichen u. privaten Erfahrungen. Keine Bißt, keinerlei önkertl. Anwendung, nachweisbarer Erfolg. Absolut unbed. Hoek & Co., Hamburg, Brodenhauerstrasse 8/16.



Frienat
Dutzend 80 Pf.

Mey's Monopol-Stoff-Wäsche

(Kragen, Manschetten und Vorhemden)



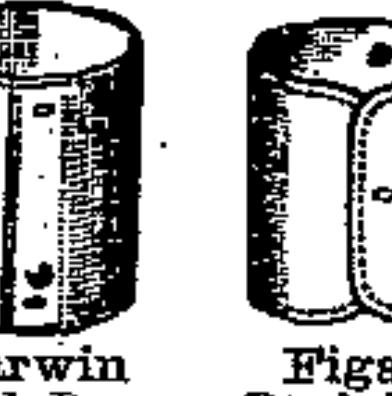
Parayo
Dutzend Mk. 1,10

empfiehlt sich ihres praktischen Werthes halber, da man sie nach dem Gebrauch wegwirft.

Sie ist der feinen Leinenwäsche täuschend ähnlich, da sie mit einem leinenähnlichen appretierten Webstoff überzogen ist. Jeder Kragen kann bis zu einer Woche getragen werden. Die eleganten Facons (weit über 100), welche bei richtig gewählter Kragenweite immer tadellos passen, die enorme Billigkeit, das Dutzend Kragen schon von 40 Pfennig an, empfehlen sie zu einem Versuch.



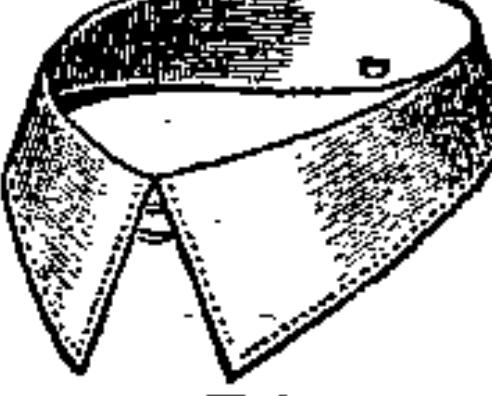
Stuttgart
Dutzend 75 Pf.



Darwin
Dutzend Paar
Mk. 1,20



Figaro
Dutzend Paar
Mk. 1,10



Fritz
Dutzend 60 Pf.

Tägliche Production der Fabrik ca. 20,000 Dutzend.

Wer immer elegante Kragen, Manschetten und Vorhemden bei grösster Billigkeit und ohne die Abhängigkeit von der Wäscherin und Plätterin tragen will, der lasse sich den Special-Catalog von Mey's Stoffwäsche kommen, welcher gratis und portofrei an Jedermann gesandt wird.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz.

Special-Detailgeschäfte der Fabrik:

Berlin W.
Potsdamer Str. 1.

Hamburg
Neuer Wall 69a.

Leipzig
Neumarkt 20/22.

Sein Einkommen erhöhen Continental-Fahrräder Probemaschinen — auch einzeln — Panzer-Pneumatics

kann jeder durch permanente oder gelegentliche Verkauf der berühmten erstklassigen

Selbstbereitung Cognac

Brannweinen und sämtlichen Liqueuren.
Original-Reichel-Eissenzen Marke „Eichtherz“.

enthalt die natürlichen Bestandteile concentriert und im richtigen Verhältnis. Die Art der Zusammenlegung ist unanalogbar und von höchster Vollkommenheit, frei von jedweder schädlicher Beimischung. Vorzüglich über 100 Sorten zur schnellen u. leichten Herstellung eines jeden Säugens. Jede Original-Säuge mit Gebrauchsverschrift giebt bis 2½ Stz. und mehr und kostet für: Norddeut., Richtenberger, Schlesischer Korn u. 20 Pfg. Pomeranzen, Schreibkimmel, Ingwer u. 20 Pfg. Kaffee u. Kaff. Peperminz u. 60 Pfg. Blaich, Sonderer, Benediktiner, Chorherren, Caco, Vanille, Reise, Elercognac, Puschkertorte, Rum, Cognac, Charente 75 Pfg. Cognac 3 Sterne — Sole Stärke — Rum 3 Kronen — Sole Stärke — 125 Mk. Cherry-Brandy, Hausdoctor u. 1. — Die daraus ohne weiteres hergestellte Säuge hat von grösster Reinheit und führt an Schönheit des Geschmackes Kraft und Güte des Krauts von den besten Marken nicht übertroffen werden. Von Stärken nichts als besser herstellen! Kein Illusions!

bie Erfolge überzeugen! Man prüfe selbst!

Mehr als doppelte und dreifache Erfolge!
Täglich begeisterte Anerkennungen aus allen Kreisen!

Otto Reichel, Eissenzen-Fabrik, Berlin So. 95, Eisenbahnstrasse 4.

Grossste Spezialfabrik Deutschlands.

Einzig echt und garantiert nur in Original-Händlern mit meinem Namenszuge und der Schnitzmarke Nur dann haben Sie Garantie für vollen Erfolg! Lassen Sie sich nicht durch Nachahmungen täuschen! Eine solche genau auf verliebten Kopienverkäufle mit meiner Firma. Jeder verlangt kostenfrei: Die Destillation im Haushalte und auswards gegen Vorrechnung oder Nachnahme. Über 500 Niederlagen in Deutschland.



Wir bieten Ihnen Vortheile,

die Sie wo anders nicht erhalten. Lassen Sie sich daher sofort unseren 1902-Katalog über fertige Fahrräder, feiner Gummireifen, Pedale, Seiten, gepanzerte Räder, Kettenräder, Sennstangen, Sättel, feiner sämmtliche Theile für und fertig emalliert und verpackt zum Selbstzusammenstellen guter Fahrräder kommen, welchen wir umjompf und portofrei versenden.

Senden an allen Orten gefügt.

Fahrräderfabrik in Deutsch-Wartenberg Nr. 20.

Telegramm!

Durch Zusammensetzen Abschlüsse sind wir in der Lage, eine vorzügliche 5 Pf. Cigare, aus rein überseitschem Tabak herzustellen.

200 Stück für 4. 7.

500 — — — 16.

Zu kaufen, ebenso offenbar wir unsere so sehr beliebten Calca-Pflanzen, 9 cm lang mit Samara-Deckblatt.

200 Stück für 4. 5.50

500 — — — 7.70

1000 — — — 11.30

feiner unserer berühmten Bieraria 200 Stück für 4. 7.

500 — — — 10.

1000 — — — 18.

Damen-Cigaretten, kleinstes Sortiment von 4. 10. —

Alles franko gegen Nachnahme.

Garantie: Unterschoder Betrag zurück.

Gebrüder Scheufele,

Wittenberg 2A.

Neu!
Neu!

Jocko und Sohn

und zwei Pfeiferzettel zwei originelle bewegliche Spiel- und

Scherzartikel, grösster Verdienst für Händler.

Je 1 Pfeifer = 2 Stück geg. 50 Pfg. franko.

100 Stück kostet 25 Pfg. mehr.

Preisliste über Scherzartikel gratis.

Rudolf Langen, Wittenberg 10, I.S.

Buchführung lernen Sie

1902. Preis 10 Pfg. a. Seite 28. Postkarte einzukaufen.

Direct von der Fabrik!

Komet-Fahrräder

seit 1885 höchst bekannt, schon vor 1870

zu den Garantie-Garantien.

Kommerzien-Akt.-Ges., Dresden.

Fabrik von Fahrzeugen, Zahnradrädern, mit Versand zu Preisen.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperformen durch unter Oriental-Kratipulver, preisgekrönt goldene Medaille Paris 1900. Hygiene-Anspülung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis 20 Pfund zunehmend, garantirt wundlos. Erregt kein Schwund, anpassend an Gesamtheit der Leibesform oder Erweiterung des Baumes (n. i. Brust). D. Franz Steiner & Co. Berlin 14, Königsgräberstrasse 63.

Flotter Schnurrbart!

Vollbart!
Erfolg garantirt. 120 feinstechte Schnurkörner liegen bei 3-20 Pfg. 1.1. und 2. Zeit Schnurkörner anpassend an Gesamtheit der Leibesform oder Erweiterung des Baumes (n. i. Brust). D. Franz Steiner & Co. Berlin 14, Königsgräberstrasse.

* Musikinstrumente *

Ziehharmonika, Mandoline, Accord-Gitarre und Concert-Zithern, Violinen, Ocarinas, Flöten, Gitarren, Trompeten, u. Musikwerke etc. Kauf man billig und gut mit Garantie bei Franz E. Glaser, Käferwiesenweg 1. S. 3. — Katalog mit vielen Abbildungen gratis und franko. Glaser gestiftet.

Große Gewinnjagde

Der Preis ist 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 131. 132. 133. 134. 135. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 146. 147. 148. 149. 150. 151. 152. 153. 154. 155. 156. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163. 164. 165. 166. 167. 168. 169. 170. 171. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 182. 183. 184. 185. 186. 187. 188. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 196. 197. 198. 199. 200. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. 242. 243. 244. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. 274. 275. 276. 277. 278. 279. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 286. 287. 288. 289. 290. 291. 292. 293. 294. 295. 296. 297. 298. 299. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 321. 322. 323. 324. 325. 326. 327. 328. 329. 330. 331. 332. 333. 334. 335. 336. 337. 338. 339. 340. 341. 342. 343. 344. 345. 346. 347. 348. 349. 350. 351. 352. 353. 354. 355. 356. 357. 358. 359. 360. 361. 362. 363. 364. 365. 366. 367. 368. 369. 370. 371. 372. 373. 374. 375. 376. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 383. 384. 385. 386. 387. 388. 389. 390. 391. 392. 393. 394. 395. 396. 397. 398. 399. 400. 401. 402. 403. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 411. 412. 413. 414. 415. 416. 417. 418. 419. 420. 421. 422. 423. 424. 425. 426. 427. 428. 429. 430. 431. 432. 433. 434. 435. 436. 437. 438. 439. 440. 441. 442. 443. 444. 445. 446. 447. 448. 449. 450. 451. 452. 453. 454. 455. 456. 457. 458. 459. 460. 461. 462. 463. 464. 465. 466. 467. 468. 469. 470. 471. 472. 473. 474. 475. 476. 477. 478. 479. 480. 481. 482. 483. 484. 485. 486. 487. 488. 489. 490. 491. 492. 493. 494. 495. 496. 497. 498. 499. 500. 501. 502. 503. 504. 505. 506. 507. 508. 509. 510. 511. 512. 513. 514. 515. 516. 517. 518. 519. 520. 521. 522. 523. 524. 525. 526. 527. 528. 529. 530. 531. 532. 533. 534. 535. 536. 537. 538. 539. 540. 541. 542. 543. 544. 545. 546. 547. 548. 549. 550. 551. 552. 553. 554. 555. 556. 557. 558. 559. 560. 561. 562. 563. 564. 565. 566. 567. 568. 569. 570. 571. 572. 573. 574. 575. 576. 577. 578. 579. 580. 581. 582. 583. 584. 585. 586. 587. 588. 589. 590. 591. 592. 593. 594. 595. 596. 597. 598. 599. 600. 601. 602. 603. 604. 605. 606. 607. 608. 609. 610. 611. 612. 613. 614. 615. 616. 617. 618. 619. 620. 621. 622. 623. 624. 625. 626. 627. 628. 629. 630. 631. 632. 633. 634. 635. 636. 637. 638. 639. 640. 641. 642. 643. 644. 645. 646. 647. 648. 649. 650. 651. 652. 653. 654. 655. 656. 657. 658. 659. 660. 661. 662. 663. 664. 665. 666. 667. 668. 669. 670. 671. 672. 673. 674. 675. 676. 677. 678. 679. 680. 681. 682. 683. 684. 685. 686. 687. 688. 689. 690. 691. 692. 693. 694. 695. 696. 697. 698. 699. 700. 701. 702. 703. 704. 705. 706. 707. 708. 709. 710. 711. 712. 713. 714. 715. 716. 717. 718. 719. 720. 721. 722. 723. 724. 725. 726. 727. 728. 729. 730. 731. 732. 733. 734. 735. 736. 737. 738. 739. 740. 741. 742. 743. 744. 745. 746. 747. 748. 749. 750. 751. 752. 753. 754. 755. 756. 757. 758. 759. 759. 760. 761. 762. 763. 764. 765. 766. 767. 768. 769. 770. 771. 772. 773. 774. 775. 776. 777. 778. 779. 779. 780. 781. 782. 783. 784. 785. 786. 787. 788. 789. 789. 790. 791. 792. 793. 794. 795. 796. 797. 798. 799. 799. 800. 801. 802. 803. 804. 805. 806. 807. 808. 809. 809. 810. 811. 812. 813. 814. 815. 816. 817. 818. 819. 819. 820. 821. 822. 823. 824. 825. 826. 827. 828. 829. 829. 830. 831. 832. 833. 834. 835. 836. 837. 838. 839. 839. 840. 841. 842. 843. 844. 845. 846. 847. 848. 849. 849. 850. 851. 852. 853. 854. 855. 856. 857. 858. 859. 859. 860. 861. 862. 863. 864. 865. 866. 867. 868. 869. 869. 870. 871. 872. 873. 874. 875. 876. 877. 878. 879. 879. 880. 881. 882. 883. 884. 885. 886. 887. 888. 889. 889. 890. 891. 892. 893. 894. 895. 896. 897. 898. 899. 899. 900. 901. 902. 903. 904. 905. 906. 907. 908. 909. 909. 910. 9

Periode kann man die Gründung der ersten Privat-krankenkassen bezeichnen, welcher dann der durch das Preußische Allgemeine Landrecht bedingte Versicherungszwang folgte, sowie die Errichtung der ersten freien Hülfskassen und des Hülfsförsorgegesetzes vom Jahre 1876, und endlich als vierten Abschnitt der Entwicklung die Zwangsversicherung, welche allgemein in Deutschland durch das Gesetz vom 16. Juni 1883 geschaffen wurde.

Die Krankenfürsorge der Kirche.

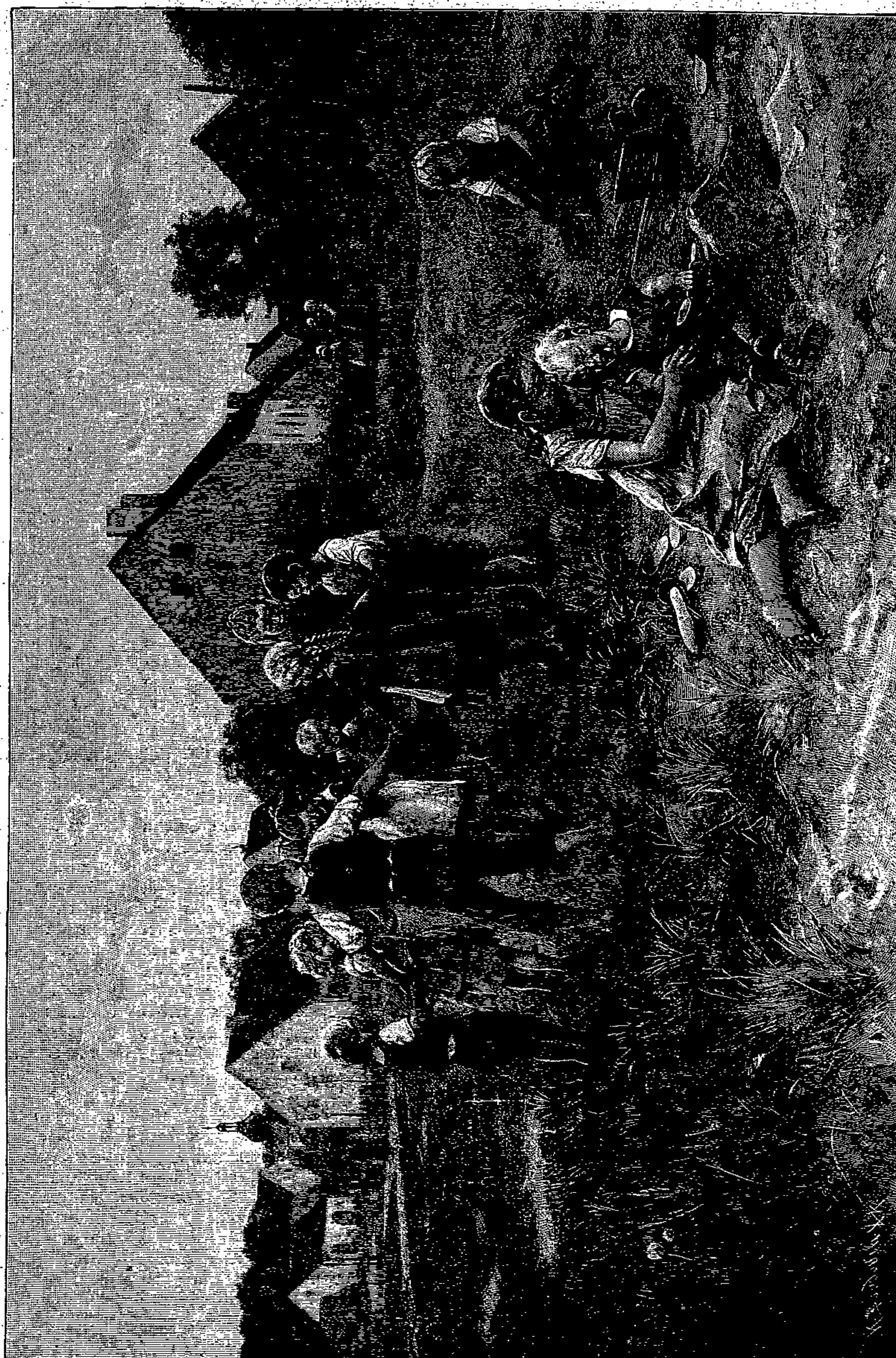
„Patrimonium pauperum“. Das Kirchenvermögen gehört den Armen, war bekanntlich der Grundsatz der christlichen Kirche gewesen. Brentano schreibt darüber in seinem Werk „Die Arbeiterversicherung“: „So inhaltbar nämlich auch jene Theorie ist, welche als den juristischen Eigentümern des Kirchenvermögens die Armen betrachtet, so ist es doch unzweifelhaft, daß der Zweck, dessenthalben von Anfang an der Kirche Vermögen zugewendet wurde, in erster Linie die Unterstützung der Armen war.“ Der Kirche flossen deshalb, wie auch heute noch, viele Mittel zu, und da Armenpflege und Krankenfürsorge damals im engsten Zusammenhänge standen, so war es Aufgabe des Klerus, diese Fürsorge „zielbewußt“ und auch recht „zweckmäßig“ zu organisieren.

Darauf braucht sich aber die christliche Kirche nicht allzuviel einzubilden; denn es wurde wohl von allen Völkern und zu allen Zeiten als rein menschliche Pflicht schon anerkannt, daß man diejenigen Personen in erster Linie unterstützen muß, denen das wichtigste Gut, die Gesundheit fehlt und die nicht in der Lage sind, aus eigenen Mitteln sich Hilfe zu verschaffen, die ohne die Hilfe ihrer Nebenmenschen zu Grunde gehen müßten. Doch verschaffte sich gerade die Kirche mit ihrer Fürsorge der „Armen und Elenden“ viel Anhang, Menschen und auch — riesiges Vermögen. Die Bischöfe waren es gewöhnlich, welche die Fürsorge in ihrem Wirkungskreise organisierte und geleitet haben. In jeder Gemeinde war es der Geistliche wieder, welcher darüber zu wachen und zu berichten hatte, daß auch die Mittel richtig angewendet und keinen Unbedürftigen zu Gute kamen. Außerdem standen den Bischöfen noch eine Anzahl von

Diakonen und Diakonissen zur Seite, welche der Volksmund als „die Augen und Hände des Bischofs“ bezeichnete. Die Unterstützung an Bedürftige bestand meist in Naturalien und beschränkte sich natürlich, wie auch heute noch, auf das Allernotwendigste. Es sollten eben nur „wirklich Arme, Kranken und Alterschwäche“ unterstützt werden. Wer trotzdem stand, genau wie auch noch

heute, im geprägten zwanzigsten Jahrhundert, zahlreiche Kranke, Krüppel und Greise an Straßencken, vor den Häusern und vor den Eingängen der Kirchen usw., um sich ein Almosen zu erschleichen, für

aufzuhören, waren es die Insassen derselben, welche die Krankenpflege ausübten. Sie eilten in das Haus des Exkranken, boten denselben Pflege und Unterstützung, traten dadurch in enge Führung mit



Ringel-Ringel-Reihe. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

welches sie ein „Bergelt's Gott“ oder „vielen Dank“ gaben, wie auch für die Unterstützung der „Mutter Kirche“ selbst ausdrücklich der Dank ausgesprochen werden sollte, zum Zeichen, daß die Empfänger kein Klugbares Recht auf die Unterstützungen hatten.

In welches Abhängigkeitsverhältnis dadurch gerade die Vertreter der Armen zum Klerus gerieten, ist da leicht erklärllich! Als gar noch die Klöster

der ganzen Familie und lernten alle Geheimnisse derselben kennen. Heute noch bildet der katholische Klerus eine Unmenge „Brüder und Schwestern“ in der Krankenpflege aus, da man sich des Wertes dieser Maßnahme vollbewußt ist. Trotz aller Versuche ist es den „Geschicktesten“ bislang noch nicht gelungen, ihren katholischen Brüdern in diesem Punkte Konkurrenz zu machen.

Von der Klosterküche war bekannt, daß man da gute und kräftige „Kräutensuppen“ kochen konnte, und auch der Klosterwein war auerfaunt als gutes Stärkungsmittel für Gesunde und Kraute. Der gelehrtte Vater mochte bei der Rückständigkeit des Arzteswesens wohl auch noch den Doktor abgeben; diese Pfleger der Kranken führten stets allerlei heilsame Kräutlein und Salben bei sich, wenn es zufällig im Orte selbst an einem heilsamigen „Schäfer Thomas“ fehlte. Letztere hatten wohl probatere Mittel zur Verbreitung einer „bösen Leibeskrankheit“, die doch nur gewöhnlich als die Folgen einer Hexerei und Zauberei böser Nachbarn oder als Strafe Gottes aufgesetzt wurde. Den Ursachen einer Krankheit konnte und brauchte man da auch nicht nachzuspüren, denn gegen Zauberei half die „Sympathie“ und „Beschwörung“, gegen die von Gott verhängte Strafkrankheit das Gebet und die Wallfahrt zu einem wunderthätigen Orte. Konnte der Kranke nicht selbst dahin marschiren, so machten Familienangehörige den beschworenen Weg, um bei inbrünstigem Gebete die Wiederherstellung des Erkrankten zu erleben und durch Opferung von Wachsgegenständen &c. die die erkrankten Körpertheile darstellten, die Heilung zu fördern.

Einzelne Krankheiten gelten auch als unheilbar, z. B. der Aussatz, andere wieder als Lenzelsprung oder Lenzelswerk. So hatte man nicht erkennen können, daß die armen Wahnsinnigen in Krankenhäuser oder Irrenhäuser interniert werden müssen, daß bei vielen, wenn auch keine gänzliche Heilung, ja doch eine langsame Besserung möglich sei, oder doch veracht werden müsse.

Doch konnte man schon Krankenhäuser, welche natürlich auch nur „Anstalten der Barmherzigkeit“ waren. Ratzinger berichtet in seiner „Geschichte der kirchlichen Armenpflege“ eingehend darüber. Wir ersehen daraus, daß es damals schon Hospitalier aller Art gegeben hat, wie Klosterliche Spitäler, Ordensspitäler für Alle, Gebrechliche, Kraute, Ausläufige, Pilger &c. Es gab auch die sogenannten „Seelbäder“, wo man den Armen an gewissen Tagen ein freies Bad, auf Wunsch auch „freien Überlass“ gewährte, weil man bekanntlich früher stets behauptete, daß der Mensch zu viel Blut habe, das frische Blut einfach abgezählt werden könnte. Heute hat die ärztliche Wissenschaft aber erkannt, daß eine große Mehrzahl der Männer am Blutarmuth leidet. Nach den Berichten des bekannten katholischen Geschichtsschreibers Janzen zu urtheilen, soll ja das Volk in der „guten alten Zeit“ viel besser gelebt, gegessen und getrunken haben, als heute. Auch der Schwebe Heinrich Müller sagt, daß die Bauern eine geradezu „sojbare Küche“ geführt haben; ja die Sägemüllerei ging soweit, daß dagegen eingehütten werden mußte: „Da war jeden Tag Fleisch und Speisen im Überfluss und auf Sammelten und anderen Gaststätten, da bestanden die Tische von all dem, was sie tragen sollten, da saß man Wein, als wär es Wasser, da fraß man in sich und nahm mit, so viel man wollte, denn da war Reichthum und Überfluss.“

Es wird wohl überall nicht so hoch hergegangen sein, auch längten die Sebalderherren, die Kirche und später, als die Bauten des „äppige Leben“ gar nicht mehr ertragen konnten, der große Bauentwurf für hinreichenden Überlaß. Dagegen befand sich der unvergleichliche Clerus eines Dejzeren und hätte wohl sonsthin mit großem Geschick Reichthümer an, hätte aber die Pflege der Armen und Sterbenden allzuviel auf die Schächer Anderer abzuwälzen. Das erklärte, daß in erster Linie die Kirche die Pflicht habe, ihre in Qualität oder Stoff genügenden Mitglieder zwischen und nach Möglichkeit zu unterstützen. War die Familie nicht dazu in der Lage, so sollte der Gerechtigkeit für „seine Freude und Ehre“ nichts einreden, aber die Güter, welche die Familie zu ihrem Schutz gehabt hätten, später die Gemeinde oder der Staat. Sterbende hörten darüber: „Dein während mir des Aufenthalts auf dem Unterhalt des Clerus und zu Sterbzeit bedacht und lieber die heiligen Geiste verlassen, als die Armen in Not

gelassen werden sollten, nahmen mit der Ausbreitung der Kirche und ihrer Anerkennung seitens des Staates der Clerus des Clerus und die Brüderlichkeit im Kultus immer mehr zu; hierdurch wurde der Anteil der Armen am Kirchengut immer mehr und mehr verringert, bis, um den Armen überhaupt einen Anteil zu retten, bestimmt wurde, daß ein Viertel des Kirchengutes der Bischof, ein anderes Viertel der Clerus erhalten, ein drittes Kultuszwecken dienen und das letzte Viertel den Armen verbleiben solle.“

Nachdem diese „Theilerei“ vorgenommen war und den Armen ihr „Viertel“ gesichert worden, konnte man auch mit Erfolg der „wachsenden und überhandnehmenden Bettelrei“! zu Leibe gehen. Zwar lehrte die Kirche, daß Almosengeben ein Gott gefälliges, ein gutes und den Himmel verdienendes Werk sei, das hinderte sie aber nicht, das Almosen bitten als ein Verbrechen hinzustellen, welches mit Ohrenabschneiden oder gar mit dem Strang bestraft werden sollte. Auch Luther wandte sich in seiner Schrift: „Au den Abel deutscher Nation“ gegen das Almosengeben, indem er energisch mit dem Brustton der Heberzeugung ausrief: „Daz alle Bettelrei abgethan werde in der ganzen Christenheit“ und „es ist genug, daß ziemlich die Armen versorgt seien, daß sie mit Hungerssterben oder Erfrieren.“ Es fügt sich mit, daß Einer auf des Anderen Arbeit müßig gehe. Es ist Niemand von der Anderen Güter zu leben verordnet. Wer arm sein will, soll mit reich sein, will er aber reich sein, so greift er mit der Hand an den Blut und such's ihm selber aus der Erden!“ Freilich hat der große Reformator damit die auf Kosten des Volkes lebenden Adeligen und Fürsten nicht beleidigen wollen: diese Anweisung galt ja nur den Armen und Elenden. Er war ja ein großer Feind des Kommunismus, auf den die alte Kirche stets so stolz gewesen war. Darüber fragt der fromme Geschichtsschreiber Ratzinger: „Die kirchliche Tradition, daß der Pfarrer für seine Armen sorgen müsse, ging unter, das kirchliche Bewußtsein, daß das Kirchenvermögen Armenvermögen sei, verlor sich gänzlich; eine kirchliche Armenpflege erstand nie wieder.“

Die Krankenfürsorge in der Kunstzeit.

Schon die Gilde der Bürger in den Städten hatten sich nach und nach zur Pflicht gemacht, ihre Mitglieder im Falle der Krankheit und Not zu unterstützen, wenn zum Beispiel „ein Bruder in Notthit geröth, wenn er durch Krankheit oder Verstümpling unsfähig wird zur Arbeit.“ Diese Unterstützung war eine gegenseitige; die Genossen hatten bestimmte Beiträge zu diesem Zwecke zu leisten. Damit trat schon die Fürsorge im Falle der Krankheit aus dem Kreise der „Gnade und Barmherzigkeit“ heraus, verlor den häßlichen Charakter eines mit vielem Dank entgegenzunehmenden Almosens, wurde zum Rechte der Mitglieder, zum Anspruch an die Güte der Güte.

Mit der Entwicklung der Städte hob sich auch das Handwerk und wurde mehr und mehr zur freien Gewerbstätigkeit. Auch die Handwerksmeister schufen sich ihre Gilde, sie schlossen sich zu festen Verbänden zusammen, die man Jünfte nannte. Diese Handwerkerverbände regelten die ganze Produktion, unter ihrem Schutze entwickelte sich das Handwerk zur höchsten Blüthe, zum Kunsthantwerk. Alle Gewerke hatten ihre genauen Vorchriften einzuhalten, ihr Wirkungskreis war ganz genau abgegrenzt. Die Bürger eines Gemeinwesens waren gehalten, ihren Bedarf an Gebrauchsgegenständen nur bei den Kunstmeistern zu kaufen, dafür hatten sich wieder die Jünfte den Auordnungen der Gemeinde zu fügen. Dadurch war den Kunstmeistern reichlich Beschäftigung und Maarenablauf garantiert, jede Konkurrenz war befeitigt. Der Einzelne war es geradezu unmöglich gemacht, die engen Schranken der Kunstgewerbe zu durchbrechen, um etwa Großproduktion zu treiben.

Aber auch die Kirche war dabei nicht unhälig gewesen. Sie hatte geschickt alle Jünfte mit der Religion zu verbinden gewußt, indem sie jeder ein-

zelnen Kunst ihren besonderen Schutzheiligen oder Schuttpatron verlieh. So hatte sich die Geistlichkeit auch hier ihren Einfluß gesichert, wie sie ihn auch heute noch in den sogenannten christlichen Handwerker- und „Arbeitervereinen“ besitzt. Neu war die Gedanke aber nicht, da schon im alten Rom in Innung ihren bestimmten Schutzgott sich erwähnt hatte. Der weitere Schritt der Kunstmeister, Sterbekassen zu gründen, war ebenfalls den Bränden der Innungen der Römer entlehnt. Chroneit erzählt uns, daß „bei vor kommenden Sterbefällen die Gemeinschaft für jede Leiche, falls der Verstorbenen seinen Verpflichtungen gegen die Kasse ähnlich nachgekommen war, 300 Sesterzen — 65 Mark zahlte“. Davon wurden gleich „50 Sesterzen das Leichengeleite abgezogen und am Scheiterhaufen verhext“. Selbstmörder (resp. deren Hinterbliebene) gingen des Anspruches auf Sterbegeld verlustig.

Rehnlich richteten auch die Kunstmeister in Sterbekassen ein, um ihren „ehrhaben“ Mitgliedern ein standesgemäßes Begräbniß zu sichern. Die Sterbekassen wurden nach und nach zu Unterstützungsstiftungen ausgebaut, um auch im Falle der Kreuzzüge den Meistern Hilfe zu leisten.

Der Kunstgefelle genoß wohl „den Schutz und Rechte der Kunst“, war aber nicht „vollberechtigtes Mitglied“ derselben. Der so vielgepriesene „fröhliche Handwerksgeselle“ war aber von dem Kunstmeister recht abhängig. Er wohnte im Hause des Meisters empfang freie Kost, Wäsche &c. Der Lohn wurde gewöhnlich durch die Kunst selbst bestimmt, eben die Dauer der Arbeitszeit. Nach den interessanten Schilderungen Janzen's war der Geselle auch in strenger Zucht seines Meisters unterworfen, um im 9 oder 10 Uhr Abends zu Hause sein und durch bei strenger Strafe weder „wirksam“ noch spielen und durfte „allwochentlich nur einmal in's Wirthshaus gehen“. Wegen „schlechten Betragens“ verbraven Kunstmeister, welcher aber in's Wirthshaus gehen durste, entlassen, fand der Geselle nirgends Arbeit in seinem erlernten Berufe mehr und so also geächtet zum Bagabunden herab.

Der „brave“ Geselle jedoch hatte das „Recht auf Arbeit“ an die Kunst und wurde im Falle der Arbeitslosigkeit von dieser unterstützt. Könnte der Kunstmeister also Unterstützten innerhalb der Dauer von 3 Tagen keine Beschäftigung nachgewiesen werden, mußte derselbe die gästliche Herberge wieder verlassen und sich auf Wanderschaft weiter begeben. Die Kunstmeister zahlten diese Unterstützungen an der Gesellenkasse oder „Gesellenlade“, welche für „erkrankten, uohleisenden und wandernden Gesellen“ von der Kunst gegründet war. Gewöhnlich zahlten die Jünfte bestimmte Beiträge an die Spitäler oder Krankenhäuser der Klöster usw. und sicherten so ihre erkrankten Gesellen für den Bedürfnissfall Aufnahme und Pflege dadurch. Reiche Jünfte hatten sich sogar eigene Spitäler erbauen lassen, wie es der Clerus die Ritter und später die Gentlemen gethan. Manche Jünfte hatten sich auch ihr „eigenes Leichengäßchen“ angeschafft, womit sie ihre todtten Genossen feierlich zu Grabe geleitet oder auch nebenbei „andere Mithöriger des Gemeinwesens gegen gewisses Entgelt“ begraben ließen. Dieses „Entgelt“ kommt dann gewöhnlich den Gesellenladen zugeführt, um den verstorbenen Kunstmeistern die nötige Rizzen-Messe für die Ruhe ihrer armen Seelen lesen zu lassen. An die Hinterbliebenen des Verstorbenen zahlte die „Lade“ für „die ihnen durch den Todfall erwachsenen außerordentlichen Ausgaben“ Sterbegeld je nach der Finanzlage der Kasse. Kleine Organisationen hatte auch der Bergbau an zuweisen. Schon die ältesten „Bergordnungen“ wähnen „Arzgelder“ für erkrankte und verunglückte Werkmeister, Bergknchte oder Knappen“ und „Budenlöhne für Invaliden, Witwen und Waixen“, aus der „Gewerblade“ gezahlt wurden.

Die Kunstgefäßen bildeten später aber auch Jünfte oder „Bruderschaften“ unter sich, die, unabhängig von dem Meisterthum verwaltet, von dem nicht gern gesehen und energisch bekämpft wurden.

(Schrift folgt.)

Die Brüder.

Novelle von Verner von Hedenstam. Aus dem Finnischen von E. Stine.

Es waren einmal zwei Brüder, die so arm waren, daß, als sie aus der Heimat in die Welt hinauswanderten, sie zusammen nur einen Mantel besaßen. Meile um Meile gingen sie zu Fuß den langen Weg nach Upsala mit Ränzel und Stocken. Als sie nahe zur Stadt kamen, so daß sie das Schloß und den Thurm der Dömkirche sehen konnten, da war es Abend, und am Himmel hielten die ersten Herbststürme ihre wilden Wölken. Da frohren sie mit hellen, offenen Kinderaugen unter ihrem Mantel zusammen, voll Erwartung all' des Neuen, das sie da erleben sollten, aber nicht frohen Gemüthes, sondern gefängt und bekommnen. Je näher sie kamen, desto öder wurde der Abend, und als sie ihre Einsamkeit auf der Halde gewahrten, dünnten sie sich wie Stein und Abel, der Ufermann und der Hirte, die hingingen, ihre Opfer anzuzünden.

"Keiner von uns soll den Anderen tödten," sagte der ältere Bruder, der Fabian hieß. "Hätte Kain nur unverdrossen Brennholz geholt, so hätte auch sein Opferrath zu steigen begonnen. So pflegte Vater diesen Text anzulegen."

Fabian war lang und schmalshüterig, und neben dem Kräuskopfe des jüngeren Bruders erschien sein Antlitz alt und verschrumpft. Der jüngere Bruder hieß Erik, und troß der Last von Unruhe, die ihm über der Brust lag, wurde er doch während der Wandering so hungerig, daß er von Zeit zu Zeit einen Apfel aus dem Ränzel holen mußte. Auch verfiel er auf den Einfall, stehen zu bleiben, die Mütze abzunehmen und vor der fremden Stadt seine Verbeugung zu machen.

Als sie aber in das Zollthor kamen und die Glocken den Abendgesang anstimmen, da wurde er eins. Da sie es nun nicht länger wagten, unter demselben Mantel zu gehen, wurde dieser sorgfältig zusammengerollt, und Fabian legte ihn über die Schulter. Dann schritten sie dahin zwischen all' den schwärzgekleideten Menschen und den vielen Fenstern, in denen die Lichter erglommen, und kamen nach einigen schönen Nachfragen endlich zu dem einstöckigen Hause, dessen Bodenkammer sie bewohnen sollten.

Es war ein einger und kalter Raum; aber ihnen erschien er prächtig, und bald nahm die Arbeit all' ihre Gedanken gefangen. Schon nach einigen Wochen schwand die erste Unruhe, und ihr einziger Kummer war der beständige Geldmangel, welchem sie jedoch durch Unterrichtsstunden, die sie in der Stadt erhielten, abzuhelfen bemüht waren. So begannen sie denn, ihre Altäre zu bauen und ihre Opfer anzuzünden.

Die Tapeten ihrer Kammer waren grau und weiß. Auf jedem Streifen rund um das ganze Zimmer zeigte sich der Vorsteven eines Schiffes, auf dem der helingschmückte Paris seine Helena umging, an einer Stelle aber waren die Streifen so zusammengefügt, daß Paris einen anderen Paris in den Macken fügte und vier Füße hatte. Mitten in der Stube stand ein alter Klappstisch. An der einen Klappe saß Fabian weit bis in die Nächte hinein bei seinen Papieren und Büchern, während an der anderen Erik in einem Schankeinstuhl lehnte.

"Antworte mir nur eines, Bruder Fabian," sagte Erik eines Abends, als sie die Lampe angezündet hatten und die mit einer Stecknadel aufgesteckte Sternenkarte des Schirms in ihrer ganzen Pracht erstrahlte. "Glaubst Du, daß es einen unbekannten Sinn gibt, den man Allbewußtsein nennen könnte? Wenn ich etwas lese, scheint es mir fast immer, als wüßte ich schon voraus, nugefahre Alles, was in dem Buche steht. Eigentlich sind es mir die Jahreszahlen und die Bezeichnungen, die ich lernen muß. Recht selten denke ich mir: so, das war doch endlich etwas Neues. Glaubst Du nicht, daß ich weiß, was im Propertius steht, obwohl ich ihn nie gelesen? Manchesmal, wenn wir kaum einen Reichsthaler für das Mittagsmahl haben, kommt mir der Gedanke, daß ich am Leich-

testen meinen Unterhalt verdienen könnte, indem ich mich ganz einfach hinsetzte und eine Art Enzyklopädie zusammenschriebe über Alles, was in der Welt geschehen und gedacht worden. Aber dann schlage ich mir diese Erwägung durch eine andere aus dem Kopfe, die solchermaßen lautet: was soll es nützen, zum zehntausendsten Male etwas aufzuschreiben, was wir schon im Voraus wissen... Hast Du nie etwas dieser Art empfunden?"

"Leider nicht. Ich muß meinen Karren schleppen, während Du, statt zu lernen, den ganzen Tag durch's Fenster gubst, dann aber das Buch zuschlägst und behauptest, Du wüßtest Alles."

"Aber es ist wahr. Nunm und überhöre mich! Du thatest es ja früher schon, Bruder Fabian. Denkt Du nicht, daß Kenntnis, ja, lasst uns sagen, Gelehrsamkeit so allmäßig Jahrhundert um Jahrhundert in angeborene Erinnerungen übergehen können, mit anderen Worten, in Instinkte, so daß endlich das Kind in der Wiege ungefähr ebenso viel Wissen besitzt, wie jetzt einer unserer Professoren auf seinem Sterbebette... wenn auch dunkler und zu Anfang bloß als unentwickelten Keim. Ich glaube es steif und fest. Ich sehe keine andere Erklärung."

Fabian stand auf und zog die Röllgardine herab, stopfte die Stummelpfeife voll mit billigem Tabak und dampfte, daß seine Augen trübten.

"Das ist Hochmuth. Welche Ansichten hatte Theophilus über des Eurybiades' Weib und Mühmen? Weißt Du es? Nein! Ergo hast Du unrecht. Seze Dich und lerne!"

Als älterer Bruder war Fabian gewohnt, keinen Widerspruch zu hören, am allerwenigsten, wenn er ein wenig trockene Schärfe in seine Stimme legte, und nachdem er die Lampe aufgeschraubt, so daß sie mit voller Flamme leuchtete, nahm er sein Buch und hub an, in dem schweren Tabaksrauche auf und ab zu spazieren, nicht willens, seine Zeit weiter in Meinungsunterschieden zu vergeuden. Die Schöpfe des grüben Leibrockes flatterten um seine schnallen Hüften, und mit dem Finger nachfolgend, las er die Zeilen anfangs mutmelnd, zuletzt aber laut und fast predigend. Unterdessen schlug Erik sein eigenes Buch zu, legte sich, die Hände unter dem Nacken, ausgestreckt auf das Bett und hörte zu.

Solchermaßen verging der Abend und manch' anderer Abend, und der Winter schüttelte seinen Schnee über Straßen und Dächer. Bis gegen Morgen leuchteten die Felsen und Alpenhütten auf der Röllgardine, und mancher unbestreifende Student schickte einen Schneeball gegen die Scheibe; grüßte aber dann ein ärgerliches Gesicht hinaus in's Dunkel, so war es stets das Fabian's, und oft geschah es, daß er allein saß. Endlich hub es an, wieder in den Minuten zu plätschern und der Schneemauer auf Nachbars Hof verlor seine Kohlenaugen und Thränen tropften auf seine Wangen und höhlten sie aus, wie die eines Todtenhädels. Die Nachbarskinder fanden, er hätte ausgedient und verschlugen ihn in kleine Stücke, die am Boden zerstomzten, denn nun war der Frühling gekommen.

Bon nun an stand Fabian zeitig auf und unternahm lange Wanderungen außerhalb der Stadt, um das Grüne sprüchen zu sehen, hauptsächlich aber, um still für sich zu repetiren. Darum zog er es auch vor, ohne Gesellschaft zu bleiben.

In einer schönen Maiennacht hatte Erik sich draußen bei den Kameraden versetzt, und als er um sechs des Morgens die Schritte heimwärts hörte, fühlte er sich beim Gedanken an den Bruder ganz unruhig und verlegen. Mehrmals ging er an dem schwärzgeheerten Eingangsthor vorüber, ohne zu öffnen, da auf einmal hörte er, wie jemand unten im Hof sich näherte. Er täuschte sich nicht, es war Fabian.

Mit blutrother Stirne that Erik ein paar rasche Sprünge zur Seite, so daß die nächste Haarseite ihm

verbarg. Zu seiner Verwunderung hörte er, wie Fabian quer über die Straße ging und leise an eine Scheibe klopfte.

Erik, neugierig geworden, reckte sich vor und sah, wie eine Hand rasch zwischen Fenster und Röllgardine zum Vorschein kam, einige Beichen machte und sich hierauf ebenso eifrig wieder zurückzog. Fabian blieb wartend stehen, und die Zeit ward lang, und der Frühlingswind piff so eifrig, daß er den Rockrücken aufschlagen mußte; endlich aber kam ein Mädchen mit einem Korb aus dem Hause und ging mit ihm die Straße hinab. Sie faßten einander nicht bei der Hand oder unter dem Arm, und sie trug keine Handschuhe.

Als sie verschwunden waren, trat Erik mit festem Schritte zur Thür, öffnete sie und warf sie mit solchem Knall hinter sich in's Schloß, daß die Pfosten zitterten und die Spinnen an der Decke schlaftrunken in ihren standigen Nekken unherlesien. Die Bodenkammer betretend, merkte er, daß der Bruder länger als gewöhnlich aufgewesen, denn der Tabakstrand stand wie eine dicke Wolke vom Boden zur Decke. Er meinte sogar zu entnehmen, daß Fabian die ganze Nacht gearbeitet hatte, denn die Bücher lagen aufgeschlagen, das Bett stand unberührt und das Leuchtöl der Lampe war ausgebrannt. Er that das Fenster auf, um Luft zu haben.

"Großer Bruder," sagte er ganz laut, "eher hätte ich erwartet, die Steine singen zu hören, als dies zu erleben."

Er versuchte zu lachen, allein es wollte ihm durchaus nicht gelingen. Wahrhaftig, von nun an brauchte er nicht dazustehen und die Bucheinbände umzuwenden und Erinnerungen anzuhören, sondern mochte ihm, was immer ihm beliebte. Aber diese Gewissheit bereitete ihm keine Genugthuung. Im Gegenteile, er fühlte sich unglücklich, einsam und verlassen bei dem Gedanken, Niemand mehr zu haben, zu dem er entspannen konnte mit ungetrübter Achtung. Eine harte Hand hatte ihn aus seinem schönsten Traume erweckt. Da draußen zwitscherte und glitzerte es, die Milchkarren dröhnten wie Waffengerassel, die Fensterläden knallten und die Bettessungen boten Primeln feil, er aber wandte sich in das Zimmer hinein.

Vormittags nach guter Weile kehrte Fabian heim, aber Erik hiß sich auf die Lippen und schwieg und wartete auf die ersten gewohnten Begrüßungen. Nun wußte er wohl, was antworten, und es verlangte ihn danach, lange und umständlich zu reden und den Klang des jüngsten Gerichts in der eigenen Stimme zu hören.

Fabian trat ruhig und vorsichtig wie immer ein, schien aber garnicht gesonnen, Erinnerungen auszutheilen. Stattdessen nickte er freundlich, stopfte seine Pfeife und setzte sich sogleich über das Buch, um auf derselben Zeile, wo er vor einigen Stunden mit dem Nagel einen Krähenfuß geritzt, die Lektüre fortzusetzen.

"Welch' ein Meister in der Verstellung!" dachte Erik. "In diesem Punkte zumindest werde ich nicht mit ihm wetten."

Die Wirthin brachte das Kasseebrett, und ohne die Augen vom Buche zu erheben, tauchte Fabian seine beiden Kipfel in den Kaffee und ab. Da fühlte Erik, wie eine Schlange sich um sein Herz festriß, und wie, mochte auch der Bruder sich gleich geblichen sein, er selbst mindestens plötzlich ein Anderer geworden.

"Sieh' auf die Speise, während Du ißest!" sagte er.

Fabian blickte mit abwesendem Auge auf und fuhr auf gleiche Art fort.

Erik rührte das Frühstück nicht an, aber seine Bücher stapelte er auf, eines um das andere, wie sie auf dem Tische lagen, und als er den Schoß voll hatte, warf er sie funkelnd durchmänder in das Bett.

"Du, Fabian," sagte er, "ist es nicht doch eine böse Sache, wenn man so langsam im Kopfe ist und so schwer begreift?"

"Du bist hente drollig," erwiderte Fabian, ohne sich stören zu lassen.

"Mügte ich das tun und plärren, so wie Du, ich glaube, ich fehle lieber heim und grübe Deiche, wie Vater es sein Leben lang gethan."

Ohne eine üble Absicht zu ahnen, schob Fabian die Tasse bei Seite und legte den Finger auf die Zeile, bei der er unterbrochen worden; aber Erik wollte ihn nicht losgeben.

"Hast Du hente während Deines Spaziergangs auch repetirt?"

"Repetirt . . . ich glaube kann, aber ich leistete mir so mehr Müßiges des Nachts, um mich dann für eine Weile ganz freimachen zu können."

Erik rückte einen neuen Sträucherfuß in das Buch und versank in Gedanken.

"Das Nergste ist, daß ich dies Studium werde aufgeben müssen! Es erfordert Zeit, und ich bin zu arm . . . und dann habe ich schwache Augen."

Hätte Erik es gewagt, er hätte ihn geschlagen, aber noch vermochte er nicht ganz sich von der Vorstellung freizumachen, daß der Bruder eine höhere Vorsehung sei, gegen welche er nicht das Recht habe, sich zu erheben. Eben darum aber fühlte er sich männlich und mutig in seinem Trost und

setzte seinen Stolz darin, ihn durch hartnäckiges Feuer aus seinen Schanzwerken herauszuzeugtigen.

Den ganzen Tag blieb er daheim, und als am nächsten Morgen bei der Sechsuhrschlager der Bruder sich lautlos aus seinem Bett erhob, stand auch Erik auf. Im Hemde standen sie einander anstarrend, sich gegenüber. Fabian schwieg, und als sie angekleidet waren, gingen sie zu gleicher Zeit die Treppe hinab. In seiner Verlegenheit öffnete und knöpfte Fabian bei jedem Schritte an seinem Rocke, und erst als sie in der offenen Eingangstür standen, sagte er: "Du weißt, daß ich am liebsten allein gehe."

"Ich will Dir auch gar nicht folgen, großer Bruder. Mir genügt es, hier in frischer Luft auf und ab zu gehen und hier und da einen Blick nach dem tanzenden, spritzenden Bach zu thun."

"Dann gehe doch lieber zum Wasser hinunter. Da unten ist es so schön."

"Ich glaub' es wohl, daß es da unten schön ist, aber es würde mich nur stören. Ich will das Allbewußtsein repettiren. Sorge nicht um mich."

Lange Zeit blieb Fabian vor der Thür stehen, als aber Erik auf und ab wandelte und keine Miene machte, sich zu entfernen, da steckte er die Hände in die Taschen und ging langsam fort, ohne sich umzublicken.

Sobald er um die letzte Ecke gebogen war, that

Erik ein paar rasche Schritte über die Gasse und klopfte an die Scheibe.

Wie Tags zuvor kam eine Hand zwischen Fingergardine zum Vortheim und verschwand ebenso rasch.

Bis zu diesem Augenblick hatte Erik in schwefel-frohem Bornmuth ohne jede Überlegung gehandelt; nun erst begann er zu erwägen, was er eigentlich sagen und thun solle, wenn die Besitzerin der Hütte ohne Weiteres zu ihm hinaustäme auf die leere Straße. Er hatte auch gute Weile zu überlegen und je länger es währete, desto unzulässiger became er seine Lage zu finden, und schon hatte er sich umgekehrt, um sich ganz aus dem Spiele zu ziehen, als die Thür aufging und das Mädchen herau-kam. Er erkannte sie alljogleich wieder. Sie trug Handschuhe und derselbe Korb. Sie sah ihn nur etwas schmäler und unverwachsen, aber nachdem er gewahr geworden, daß ihre Kleidung zwölf schwarz und sehr einfach, aber sauber und gesäubert war, wußte er sich keinen anderen Rat, als Mütze zu ziehen und zu grüßen.

Sie blieb verwundert stehen.

"Aber das ist ja Herrn Fabian's Bruder!"

"Es thut mir leid . . . aber es ist wirklich Herrn Fabian's Bruder. Herr Fabian ist zufällig verhindert worden . . . hier oben." (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Fröhliche Zauversicht.*

Dan ist die Blüthenzeit vorbei,
Die grüne Wiese gibt sich schon.
Vergangen ist der Mai.

Im Busch ein kleiner Vogel singt
Ein lautes Lied vom Glück, vom Glück,
Das nun der Sommer bringt:

Die Blüthenfrucht, die junge Brut,
Das stille Reisen überall,
Des Segens schwere Fluth.

Vom Nachbarbusch antwortet kein
Das Weibchen seinen Glücksgesang;
Dum singen sie zu Zweia.

Zu Zweia, zu Zweia! Das war im Mai,
Da mir das Glück zu Zweia beschert.
Schnell ging das Glück vorbei.

Es schwand im Blüthenüberschwang,
Es ballte leise, leise aus,
Wie fernrer Mädchensang.

In meinem Herzen sind und warm
Vergissmeins wie Abendsonnenschein;
Mein Herz ist ohne Karm.

Wir Lachen flug mir fort das Glück,
Ich aber weiss: im nächsten Mai
Keht's lachend mir zurück.

Otto Julius Bierbaum.

Ringel-Ringel-Reise. Dämper, weit vor den alten Toren geht die Kinder allmählig in das Dorf über. Die kleinen Kinderschäfer kommen zu niedrigen Häuschen zusammen, von denen jedes ein Gartchen hat, mit ein paar Rosen und Blüten. Arbeitet wohnen in dieses Gartchen. Hier sind die Kinder noch nicht ganz so unerwürglich wie früher in der Stadt; hier ist die Luft besser und im Gartchen ist ein paar Rosen und Blüten aber sonst jenseitig gezogen werden. Und so etwas geht auf!

Und rings ist es hier drinnen. Die Straße der kleinen Kinderschäfer sind noch nicht hierher

* Das "Siegertes der Liebe". Gedicht, komponirt und gesungen von Otto Julius Bierbaum. Wenn wir singen. Cramer & Soester (Berlin, Nr. 54).

gedrungen; auf den ungepflasterten Straßen jagt noch nicht ein Wagen den anderen. Hier ist noch Übersluß an freien Plätzen: spärlich mit dünnen Halmen beständige Sandstückchen, die ihrer Bebauung harren.

Das ist etwas für die Kinder. Vormittags tummeln sich hier die ganz kleinen; Nachmittags spielt die Schuljugend ihre Spiele: da werden Rätsale gegeben, Bauten gebaut, da wird geräuscht und gelebt — ein Heidenlärm!

Um Kreis haben sie sich aufgestellt. Eins hält die Hand des Anderen. In der Mitte steht Eine, die sich die Hände vor die Augen halten muß. Während die Anderen sich um sie im Ringelreihen drehen und ein Lied singen, hat sie zu errathen, wer mit dem Gesang gemeint ist. Räthet sie richtig, so muß der, auf dessen Namen sie gerathen, in den Kreis hinein. Räthet sie falsch, so muß sie's selbst noch einmal probiren. Das ist ein Spiel für Groß und Klein, für Mädel und Jungs.

Zwei Kleine spielen unter Aufsicht der großen Schreter. Sie fahren Sänd. Beim Ausschuppen war das Eine ungeschickt: es schlug sich mit dem Sessel auf die dicke Patschhand. Da gab's ein Schrill! Ihre ganze Überredungskunst muß die Schreter anbieten, um den kleinen Schreithals zu beruhigen.

Ganz hinten am Zaun des ersten Haussgartens stehen noch Zwei: ein Junge und ein Mädel. Der Junge hält das kleine Brüderchen auf dem Arm. Das kann noch nicht laufen, aber zuschauen thut es den spielenden Kindern doch schon gern. Noch ein Jahr: dann bringt es die Mutter zu den Anderen, giebt ihm einen alten Schlüssel in die Hand, und dann wird es ebenso vergnügt spielen, wie mir Eines von der ganzen Gesellschaft.

Ein Philosoph auf dem Sterbebett. Wenn man sich das Bild eines sterbenden Menschen vorstellen will, denkt man gewöhnlich an den großen Griechen Sokrates. Nach der herrlichen Schilderung, die sein hervorragendster Schüler Platon von dem Lebensende des Sokrates entworfen hat, sah er dem Ende durch den Schierlingsraum, wo zu ihm der Unbestand seiner Künste verdommt hatte, in vollkommenster Seelenruhe und heiterster Gemüthsstimmung entgegen. Nicht viel weniger verdürdig ist das Sterbebett eines großen Denkers der Neuzeit. Der berühmte englische Philosoph, Gedichtschreiber und Nationaldichter David Hume (geb. zu Edinburgh 1711) nahm nicht nur ohne inniges Trauen, sondern auch bei besserer Laune auf dem Stoffen des unterirdischen Friedhofes Charon Platz, der nach antifer Anhägung die Seelen der Abgeschiedenen über den Styx in den Hades beförderte. Ihm hat uns die Feder von Adam Smith, dem Soziaer der Nationalökonomie, auf dem Sterbebett gezeichnet: in einem offenen Sendschreiben an den Berleger Sir Joshua, daß dem freilich den reizvollsten Gründen des als Heiden betrachteten

Denkers garnicht gefallen wollte. Smith hatte seinen Freund bei großer Seelenruhe gefunden und befiehlt Überzeugung, daß er sterben müsse. "Wer es denn sein wird", meinte Smith, "hast Du wenigstens die Bestredigung, alle Deine Freunde und besonders die Familie Deines Bruders in guten Händen zu verlassen." Darauf bemerkte Hume, die Bestredigung sei er theilschaftig und darum habe vor eßlichen Tagen bei der Leitung von Lucian "Todtengesprächen" unter all den Charon vorgebrachten Entschuldigungsgründen, durch die sich Bezug erlangen lasse, nicht einen einzigen auf ihn passenden gefunden. Er habe keinen Hausbau zu vollenden, keine Tochter zu versorgen, keine Feinde, an denen Rache zu nehmen wünsche. "Ich könnte mir nicht vorstellen, welche Entschuldigung ich Charon vorbringen könnte, um einen kleinen Verzug zu erhalten. Denn ich habe jede Sache von Belang, die ich mir vorgenommen, auch verrichtet, und ich darf nicht die Erwartung hegen, meine Freunde jemals in besserer Lage zu hinterlassen, als jene ist, in der sie von mir scheiden werden; ich habe deshalb allen Grund, zufrieden zu sterben." Dann unterhielt er sich mit dem Erfindern von ein paar scherhaftigen Entschuldigungen, die Charon machen werde, und von den mürrischen Antworten, die Letzterer, seinem Charakter gemäß, theilen dürfte. "Nach reiflicher Überlegung darf ich, ihm sagen zu können: "Lieber Charon, ich war Begriff, meine Werke behufs einer neuen Ausgabe zu verbessern. Görte mir nur eine kurze Weile, dann ich sehe, wie das Publikum meine Verbesserungen aufnimmt." Charon aber würde antworten: "Wenn deren Wirkungen gesehen hast, wirst Du andere Verbesserungen machen wollen; der Entschuldigungen also kein Ende: also, lieber Freund, sei so gut wie steig' nur in's Boot." Allein, ich möchte weiter in dringen: "Habe mir ein wenig Geduld, guter Charon mein Bestreben war, dem Publikum die Augen aufzuziehen. Wenn ich ein paar Jahre länger lebe, durch dich die Bestredigung haben, zu sehen, wie die jetzt das herrschenden Systeme des Überglaubens in Stimmen fallen." Charon aber verlor darüber all seine Gleichmuth und wurde grob; er rief: "Du wüsstest mich nicht, daß wird nicht in vielen Jahrhunderten geschehen; bildest Du Dir ein, ich will Dir so lange Urlaub geben? Fort mit Dir, unglücklich in's Boot, Du träger Geselle!" Die jenseitige Prophezeiung verlossen fünf Vierteljahrhunderte haben die Welt freilich ein gut Stück weiter vorwärts gebracht, als der sterbende Hume in tragischem Rückenschlag gegen früheren, übertriebener Opfermissbrauch. Aber es bleibt doch noch genug zu thun.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.